

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 80.

Mittwoch, 7. April.

1915.

(10. Fortsetzung.)

Das adlige Greihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Das junge Mädchen saß am Vormittag des 24. am Fenster des Zimmers, welches über dem Laden lag, und blickte träumend hinab auf das Straßentreiben.

Im Hafen drüben lagen nur einige Ewer, welche in Gordby beheimatet waren. Aus den Kajüten stieg feiner Rauch in die klare Winterluft und verriet, daß der Schiffer es sich behaglich gemacht hatte. In den Gassen eilten die Menschen mit Tüten, Paketen und Tannenbäumen umher, dann und wann schritt eine Familie mit Kränzen vorbei, damit auch die Toten ihre Weihnacht hätten.

Die Sonne war am späten Morgen flammend rot auf scharf umränderten Wall aufgestiegen, aber bald hinter bleigrauen Wolken verschwunden.

Und während Grethenfraude träumend aus dem Fenster blickte, taumelten schon die ersten großen Flocken an die Scheiben.

Auf dem Antlitz des jungen Mädchens lag ein wehmütiger Zug. Er — er wird mich ja doch nicht mögen, mich mit dem entstellten Gesicht. Und unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach Stirn und Wange, und die Finger fühlten die langen Linien, die sich furchend in die Haut zogen.

Den ganzen Tag über währte das lustige Schneetreiben. Der Kaufmann meinte bei Tisch unlustig, daß bei diesem Wetter die Hamburger Diligence wohl auf der Landstraße stehen bleiben könnte.

Aber am frühen Nachmittag blies der Postillon aus nassen Horn krächzende Töne durch die Gassen, und wer Postfächer erwartete, rief lachend: „Trara, die Post ist da!“ und eilte durch den Schnee zum Posthause, das in der „großen Straße“ lag.

Die Dämmerung brach ein, aus diesem und jenem Fenster strahlte schon rötlich-gelbes Kerzenlicht.

Frau Wilmsen stand mit der Köchin und Grethenfraude am glühenden Herd. Aus den brodelnden Töpfen wurden immer neue Berge von „Förtchen“, dem Weihnachtsgebäck, gefischt.

Um sieben Uhr fand die Bescherung des Personals statt. Und da erfuhr es Henning Liedemann, daß ihm der Vorschlag gemacht wurde, von Ostern bis Michaeli gegen Lohn von 20 Courant-Mark und frei von Kopfsteuer als Gehilfe bei Wilmsen zu bleiben.

„Soviel verdient bei uns auf'm Hof die Dienstdienern auch“, flüsterte ein Lehrling, der von der Marsch kam, „nimmst du das an?“

Natürlich würde Henning annehmen. Aber er erwiderte von oben herab: „Will mir das denn doch gründlich überlegen.“

Der andere lächelte spöttisch, aber trotz der gekränkten Eitelkeit fühlte Henning sich doch wie von einer geheimen Angst befreit; er blieb ja in den gewohnten, ihm vertrauten Verhältnissen.

Und als er am zweiten Festtage bei seinen Eltern weilte, erklärte er seiner Mutter: „Wilmsen hat mich

behalten wollen, und es ist gut, wenn ich immer im Geschäft bleibe. Du verstehst ja, nicht?“

Tilde nickte, aber ihr Mann warf seinem Sohn einen Blick zu, der diesen verwirrt machte.

Am Christabend war der große Saal im Geschäftshause der Wilmsen hell erleuchtet.

Auf dem blendenden Tischuch der langen Tafel glänzten die Teller und Schüsseln, glitzerten die Gläser.

Dr. Witte hatte sich schon eingefunden, und jetzt trat Vetter Friedrich Klafen ein, rief sich am Kamin die roten Hände und fuhr sich über die immer größer werdende Glaze. Dr. Callisen, welcher im vorigen Sommer verwitwet war, saß im großen Ohrenstuhl unter dem Bild des Herrn Lorenz Wilmsen selig und klagte Grethenfraude das Leid des einsamen alternden Mannes.

Jetzt trat die Hausfrau ein.

„Tante Elisabeth hat geschickt, daß sie bei diesem Schneewetter nicht kommen kann, also sind wir vollzählig. Grethenfraude, spiele die Weihnachtsweise.“

Und das junge Mädchen setzte sich ans Spinnet, und die schlichten Töne des „Es ist ein Ros entsprungen“ klangen durch den Raum.

Die Anwesenden sangen mit. Vetter Friedrich Klafen brüllte mehr laut als wohlklingend.

Nachdem alle Strophen gesungen waren, setzte man sich zu Tisch. Köchin und Dienstdiener, beide in schwarzen Kleidern, weißen Schürzen und „Hamburger Raupen“ auf dem glatt gescheitelten Haar, trugen die großen Flachschrüsseln mit den Festkarpfen auf.

Herr Wilmsen wünschte „Frohe Weihnachten, und daß jeder Fisch vom Teller gebracht“, worauf Dr. Callisen „Au, au“ rief.

Vetter Friedrich Klafen aber belehrte seinen Verwandten, daß dieser alte Gastspruch allmählich durch einen neuen verdrängt werden würde.

„Und?“ fragte man, und Vetter Friedrich, hochbefriedigt, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, deklamierte mit Würde:

„Das Essen erfreue sich schnelleren Gangs

Als die hamburgisch-dänische Deligence.“

„Nun, wir leben ja im Sterbealter der Postkutschen“, meinte Dr. Callisen tröstend.

„Aber in Norddeutschland und unseren Herzogtümern ist die Eisenbahn noch nicht einmal im Kindesalter“, antwortete Herr Wilmsen.

„Hamburg will doch schon eine Dampfbahn nach Bergedorf bauen“, warf Dr. Witte ein.

„Nah, von Hamburg nach Bergedorf — da kann man ja rüber spucken“, rief Vetter Friedrich, was ihm einen leise strafenden Blick der Hausfrau eintrug.

„Es sind fast drei Stunden Wegs für einen guten Fußgänger“, verteidigte der Lehrer.

„Und der Dampfzug wird vier Stunden brauchen“, lachte Klafen.

„Hast du schon eine Eisenbahn gesehen, Onkel?“ fragte Gretchenfraude mit schalkhaftem Lächeln.

„Nein, Kind, bevor wir hier in Gardsby so'n neu-mod'sches Ding haben, werde ich deine Enkel wiegen, und Dr. Callisen wird manchen Toten auf dem Gewissen haben.“

Man kannte den unartigen Vetter und nahm ihm seine Bemerkungen nicht übel. Gretchenfraude aber saß mit glühendem Kopf da und wäre am liebsten davonbelaufen.

Eine kleine Pause trat ein, dann aber hub Dr. Witte wieder an: „Man kann die Strecke bis Bergedorf aber als den Anfang einer Hamburg-Berliner Bahn betrachten.“

„Oho, junger Herr“, lachte Clasen, „Sie sind mir allzu kühn.“

Herr Wilmsen aber nickte dem jungen Lehrer beipflichtend zu und sprach über die geschäftlichen Vorteile, welche der Bahnbau für die Hamburger Kaufmannschaft haben werde.

Unter Gepolter und einigen Tritten des hiesigen Vettters Friedrich Clasen ging der Abend schnell dahin.

Nur Gretchenfraude war eigentlich recht enttäuscht und wußte doch kaum, warum, oder was sie anders hätte erwarten können.

Sie hatte mit ihm in demselben Raum gewohnt, hatte ihn sprechen gehört, ihn gesehen, und doch, er war ihr so fern, so fern.

Mit wehmütigen Gedanken bog sich das junge Mädchen in dieser Christnacht zur Ruhe, und lange noch lag sie wach und blickte träumend zum Fenster hin, an dem sich glühende Eisschmelzen bildeten.

Eintönig strichen für Gretchenfraude die Festtage dahin. Vetter Friedrich Clasen „glückte“ allerdings mal ein, und da er die Nichte allein antraf, meinte er in seiner nicht gerade zarten Art: „Na lüttje Gretchenfrau, hast dich auch verliebt am Weihnachtsabend?“

Das junge Mädchen fühlte, wie ihr das Blut jäh in die Wangen stieg, sie suchte nach einer unbefangenen Antwort, aber ehe sie dem Onkel etwas erwidern konnte, rief er lachend: „Na, hab's mir ja gedacht. Wirst ja rot wie 'ne Seetonne. Nun, nun, ich verrate nichts.“

Da Tante Visbeth fränkelte, ging Gretchenfraude am Altjahrsnachmittag mit einer großen Kiste voll Kuchen und Förtchen zum Freihause.

Die alte Dame saß in einem mächtigen Umschlagentuch in ihrem weichen Ohrensessel und las Uhlands Frühlingslieder.

„Ach, Kind, du bist es. Kuchen, Förtchen? O Dank. Meine Lebkühe? O Achste. Was ist nichts für ein so junges Mädchen, wirklich nicht“, und Tante Visbeth umklammerte mit beiden Händen das Buch.

Gretchenfraude lachte.

„In der Ofenluke liegen Bratäpfel, nimm dir einen. Und nun erzähle, wie wird es heute abend bei euch? Wer ist geladen? Wieder der junge Dr. Witte? Nein? Nun, das ist gut. Du mit deinen achtzehn Jahren bist noch zu jung, um dich zu verheiraten“, und Tante Visbeth errötete verschämt — „am dich zu verlieben.“

Gretchenfraude saß mit heißen Wangen da. Ja, ja, das war es. All die Tage hatte sie an den jungen Lehrer denken müssen. Ja, verliebt war sie, verliebt.

„Es ist ein köstliches Buch“, plapperte die alte Dame weiter, „natürlich nichts für dich. Aber jung, wirklich jung wird man bei der Lebkühe, wenn — ja, wenn nur das Alter nicht wäre.“

„Ach Tante, Sie sehen wirklich nicht alt aus“, tröstete das junge Mädchen.

Die welke Rechte machte eine abwehrende Bewegung.

„Übrigens — wenn du dich verheiratest“, wieder das verschämte Erröten — „verliebst, dann ist's wirklich besser in den Dr. Witte als in deinen — hm, früheren Spielkameraden, diesen Lademann; hat keinen guten Charakter, Kind, wirklich nicht.“

Gretchenfraude lachte hell auf. In Henning Liedemann? Nein, daran hatte sie wirklich nicht gedacht. —

Nach einem kleinen Plauderstündchen verabschiedete sie sich von Tante Visbeth und ging gemüthlichen Schrittes durch die dämmrigen Straßen. Die Jugend hatte nach altem Neujahrsbrauch über kleine Töpfe Schweinsblasen gespannt, einen Stod hindurchgesteckt und verursacht nun mit diesen „Mummelpötkten“ ein dumpfes Geräusch. In Scharen von vier bis acht Jungen zogen sie von Haus zu Haus, und Gretchenfraude lauschte lächelnd dem bekannten Lied:

„Dat obbe Jahr, dat nie Jahr,

Sind noch nicht de Futschens gar?

Krieg it een, denn bleib it stahn,

Krieg it twe, denn will it gahn,

Krieg it dree, denn wünsch it Müd,

Dat de Rötch mit de Kann dörch den Schornsteen flücht.“

„Guten Abend, Fräulein Wilmsen“, sagte da plötzlich eine Männerstimme vor dem jungen Mädchen.

Gretchenfraude fuhr aus ihrem Sinnen auf.

„Guten Abend, Herr Doktor.“

Einen Augenblick schien er unschlüssig, ob er jetzt weitergehen sollte oder stehen bleiben dürfe. Da stieg in Gretchenfraude die alte Schalkhaftigkeit und sie fragte: „Sind Sie so musikalisch, daß Sie gerade jetzt durch die Straßen gehen, um das Mummelpötklied zu hören?“

„Diese Frage könnte ich Ihnen zurückgeben“, entgegnete er lächelnd.

„Nein, ich war bei meiner Tante im Freihause, um mich belehren zu lassen, daß ich zu jung bin, um Ludwig Uhland zu lesen.“

„Uhland? Zu jung? Uhland kennen Sie nicht? Ich habe vor drei Jahren noch Vorlesungen bei ihm besucht in Lützen, er sprach über Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter.“

Und während sie jetzt zusammen durch die Straßen gingen, plauderten sie lebhaft. Auf einen dritten hätte es allerdings den Eindruck gemacht, als schritte eine Hörerin neben ihrem Dozenten her.

(Fortsetzung folgt.)



Nur wo die starken Wurzeln des Vertrauens schießen,
kann die edle Blume der Liebe sprechen. O.

Erlebnisse eines Kriegsfreiwilligen.

Seit morgens früh um 6 Uhr waren wir marschirt durch russisches Land. Schon als wir am Tage vorher über die Grenze kamen, war uns der große Unterschied zwischen Deutschland und Rußland unangenehm aufgefallen. Die Straßen, wenn man sie bloß so nennen könnte, wiesen Böcher auf, in denen bequem ein Mann volle Deckung nehmen konnte. Ab und zu sah man zu beiden Seiten der Wege unsere tapferen schlesische Landwehr, die sich da eingegraben hatte und auf die Russen wartete. Bei A. zogen wir an den letzten Wehrmännern vorbei und konnten nun jeden Moment auf den Feind stoßen. Kavalleriepatrouillen wurden ausgeschickt, die nach vorne aufklärten. Da, gegen 6 Uhr abends: „Bataillon, halt! Seht die Gewehre zusammen! Nach rechts wegtreten! Die Herren Kompagnieführer!“ Jedes Musketierherz wußte nun, da ist was los.

Mit allgemeiner Spannung wurde denn auch unser Leutnant und Führer zuvörderst erwartet. Er machte uns die Sache folgendermaßen klar: „Also, Leute, Ihr wollt doch heute nacht Quartier haben, nicht wahr?“ „Zawohl, Herr Leutnant!“ schallt es zurück. „Da drüben nun“, fuhr er fort, „ist ein schönes Dorf, wo aber wahrscheinlich noch die Russen drin sitzen. Was machen wir da?“ „Rauschmeißen!“ „Sehr richtig, aber mit Behemeng!“

Kurz darauf hieß es: „Die Bataillone antreten!“ Unsere Kompagnie erhielt die Aufgabe, mit der 5. die vor uns liegenden Wälder abzusuchen. Lautlos ging es vorwärts mit aufgepflanztent Seitengewehr, um allem gewachsen zu sein. Hinten fuhr die Artillerie auf und sandte unsere Besuchsangeigen, die aus Brandgranaten bestanden, ins Dorf. Nach

den ersten Schüssen schon sah man Flammen aufsteigen. Im Walde haben wir leider nichts Verdächtiges bemerkt. Ungefähr 1200 Meter vor dem Dorf, das auf einer Anhöhe lag, kamen wir zum Vorschein, sofort durch lebhaftes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer begrüßt. „Hinlegen!“ erscholl das Kommando, und nach einigen Minuten: „Nach links hinaus schwärmen, marsch, marsch!“ Taß, taß, taß, taß, taß, war die russische Antwort, aber die Kugeln gingen meist etwas hoch. Dann weiter: „Gefechtsordnung!“ „Hier, Herr Leutnant!“ „Sofort zurück zum Bataillonskommandeur, haben Feuer bekommen, ob weiter vorgehen sollen, aber dahl!“ — Nun lagen wir da im dichten Kugelregen, aber komisch, der Humor, der uns in Frankreich noch nicht abhanden gekommen war und der zum Kriegsspielen unbedingt nötig ist, kam da wieder zum Ausbruch. „Du“, sagte mein Nebenmann, „das ist Krieg, das sind kei' Selterswasserkrug.“ Einem anderen, der einen leichten Kruschuß bekam, rief er noch zu: „En schöne Gruß an die Heimat!“ Und immer st, st, st, ging es über unsere Köpfe weg. Da endlich kommt die Ordnung angefrohen: „Herr Leutnant, die Kompanie soll mit der 5. angreifen, und wenn die Reserven eingeschwärmt sind, das Dorf stürmen.“ Dann kam der Befehl: „Zugweise vorarbeiten!“ Mein Zug: Sprung auf marsch, marsch! Aufspringen und nach vorne laufen, aufspringen und nach vorne laufen. Als wäre die Hölle auf uns losgelassen, so kratzt und funkt es in allen Ecken. Da fällt einer. Leb wohl, Kamerad. Dort schreit einer auf; er kann nur noch glucksend einige Worte hervorbringen. „Stellung!“ Alles, was bis hierher gekommen ist, liegt schwer leuchtend am Boden. „Visier 800, Dorfrand aufstehen lassen“, geht's die Linie entlang. „Schützenfeuer!“ „Debbhafter feuern“, denn unsere beiden anderen Züge kommen von hinten heran. Da, durch den Lärm hören wir Wimmern und Stöhnen. „Kamerad, hilf mir.“ Was ist das; da muß einer von uns liegen. Wir kriechen hin und finden einen armen Kerl, der auf Patrouille war und angeschossen wurde. Notdürftig verbunden, müssen wir ihn liegen lassen, doch er kommt davon, wenn er die Nacht aushält. Da wieder „Sprung auf, marsch, marsch“. Von Kugeln überschüttet geht's wieder nach vorne. Daß man da überhaupt noch durchkommt, sollte man nicht für möglich halten. Das Feuer wird von uns wieder aufgenommen. Ruhig, wie auf dem Schießplatz, verläßt ein Schuß nach dem andern die Laufmündung, während unsere Gegner viel zu hastig und unüberlegt knattern. Dann kommt der Befehl: „Bataillon bleibt liegen, bis Reserve eingeschwärmt ist“, laut schreien müssen die Worte von Mann zu Mann durch den entsetzlichen Lärm gegeben werden. Dann wieder Rufe: „Unser Zugführer ist gefallen.“ Die Antwort darauf seines Ersahmannes: „Der Zug hört auf mein Kommando.“ Endlich scheint die Reserve zu kommen, denn die meisten Kugeln gehen höher über uns weg und hinter uns schallen Kommandorufe. Ein Blick nach hinten. Wichtig, da kommen sie herangestürzt, atemlos in unsere Linie. „Was für Visier? Wo sind sie?“ fragen sie noch beim Hinlegen. „Endlich seid ihr da“ ist die Antwort. Da horcht, was ist da wieder los? Befehl vom Bataillonskommandeur: „Kompanieweise noch hundert Meter vorpringen, dann Seitengewehr aufpfangen.“ Darauf gleich unser Leutnant: „Kompanie X, „Sprung auf“, marsch, marsch, dann hinlegen! Schneller feuern, um den Gegner müde zu machen!“ Mittlerweile waren die anderen Kompanien auch so weit herangekommen. Jemandem versuchte ein Hornist: „Seitengewehr pflanzt auf“ zu blasen, aber er brachte es nicht zu Ende. Alles, was bereit ist, den letzten Akt des Lustspiels noch mit zu machen, pflanzt die Plempe auf, ein letztes rasendes Feuer noch und dann „Sprung auf, marsch, marsch“, fällt das Gewehr. „Hurra“ braust es die Linie entlang. Ein grauig schöner Anblick. Das Dorf ein Flammenmeer, der schwarze Himmel, das Aufblitzen der Schüsse und das Funkeln der Bajonette. „Druff“ schreit der Leutnant, mit Reitpeitsche und Pistole voran. Der erste Schützengraben wird überrannt, alles niedergemacht. Immer vorwärts, noch scheint die Kraft der Russen nicht erschöpft. Immer noch fallen Kameraden den tödlichen Kugeln zum Opfer. Da, plötzlich — ein Halten. Was tun? Wir stehen am Ufer eines Fließchens. — Sollen wir uns wie tolle Hunde zusammenschleien lassen? Nein, durch und druff! Ins erste Haus hinein. Was ist da drin? Telefon, leider schon zerstört. Ein Krabbeln an der Erde, da liegen welche, in ihrer Himmelsangst schreiend, „niz schlech.“ Trauriges Pack! — Draußen wird der Lärm wieder toller. Die Russen führen Verstärkungen heran. Man

hört rufen: „Hierher die 7. Kompanie!“ „Wo ist die achte?“ Aber erst die Truppe zu ordnen, wäre verfehlt. Man sieht die Russen herankommen, grell beleuchtet von dem brennenden Häusern. Ein rasendes Feuer — und plötzlich wird's drüben stiller. Nur vereinzelte Schüsse fallen noch. Vorgeschiedte Patrouillen melden, daß der Feind sich fluchtartig zurückzieht. Artillerie fährt am Dorfrande auf und jagt den Ausreißern noch die letzten Grüße nach. Die versprochenen Quartiere, so schön sie gewesen wären, standen noch in Flammen. Feldwachen wurden ausgestellt und wir machten uns daran, das Dorf nach Russen abzusuchen. 620 Mann fielen unermüdet in unsere Hände. Beim Durchsuchen der Unterstände fanden wir auch einen Offizier, der sich ganz ins Stroh versteckt hatte. Gesamtbeute war 2 Maschinengewehre mit Munitionswagen, 3 Offiziere und 620 Mann. So gut wie es ging, legte man sich, wo man stand, auf den Boden, um zu schlafen. Aber man ist zu aufgeregt und ich atmete auf, als mir der Leutnant den Auftrag gibt, die gefangenen Offiziere zum Divisionsstabe zu bringen. „Sehen Sie zu, wo Sie was zu essen oder zu rauchen erwischen können.“ Denn beides waren bei uns Mangelware geworden. Meine 3 Schutzbefohlenen vor mir, gingen wir los. Es waren ganz anständige Kerle, nur der eine, den wir aus dem Stroh gezogen, sah wenig vertrauenswürdig aus. Nachdem ich unterwegs meinen drei Getreuen einen Becher Kaffee besorgt hatte, sah ich gar nicht ein, daß ich meinen Tornister, der so ziemlich mit Haut und Haaren 55 bis 60 Pfund wog, immer noch selber tragen sollte. Auf den Vorschlag eines Feldwebels mußte denn auch der weniger sympathische Russe daran glauben. Der Ältere der drei sprach perfekt Deutsch. In wortwurschvollem Ton meinte er, er verstehe nicht, wie im 20. Jahrhundert sich Menschen auf hundert Meter Entfernung gegenüber liegen und totschießen könnten. Ich sagte, verstehen könnte ich es auch nicht, aber es wäre mal so und sie hätten es ja selbst gewollt. Dann fragte er, ob sie nun nach „Döbberich“ kämen. Das konnte ich natürlich nicht wissen, wir wissen überhaupt nichts. Als wir vor acht Tagen in Frankreich verladen wurden, wußten wir auch nicht, wohin es ginge. Da macht sich auch keiner große Gedanken drum, das überlassen wir unsern Führern, die wissen schon, was los ist. —

Kreuzfidel hatte sich während der Zeit mein anderer Russe eine Zigarette angesteckt, was mich in Tantalusqualen versetzte. Ich machte ihm dann auch klar, in „Döbberich“ gäbe es Zigaretten genug und selig, daß er in Sicherheit war, überließ er mir die Schachtel, wenn auch etwas zögernd. Damit war auch meinem Leutnant geholfen. Ich erinnerte mich, daß er einmal im Schützengraben Zigaretten durchbrach und verzeigte.

Beim Divisionsstab angekommen, mahnt mich mein Hauptmann in Empfang. „Wo kommen Sie her?“ „Von A., ich habe drei russische Offiziere hier.“ „Na, kommen Sie mal näher.“ „Welchen Rang bekleiden die Herren“, fragte er die Russen. Der eine war Major, der andere Hauptmann und der dritte Leutnant. Während ich noch staunte, mit welcher hohen Herren ich die Ehre hatte, nahm mich der Hauptmann beim Arm und sagte: „Du mal rein zur Erzellenz und gemeldet, was Sie sonst noch wissen.“ Durch einen dunklen Gang stolperte ich in das Haus. Vor einer Tür vernahm ich Stimmen, da mußte also jemand drin sein. Nach dem Anknöpfen ein lautes „Herrein!“ Um einen Tisch, der mit brennenden Kerzen besetzt war, saß der Stab unserer Division über Karten und Meldungen gebeugt. Hinten in der Ecke telefonierte ein Adjutant. Vor dem Ofen stand der Divisionsarzt und kochte Tee, neben sich eine jammernde Maraschka beubühnend. Als ich mich hörbar, in strammer Haltung, an der Tür aufpflanzte, hoben sich die Köpfe der Offiziere. Erzellenz fragte nun: „Was bringen Sie hier?“ „Drei russische Offiziere.“ „Na mal her mit den seltenen Vögeln!“ Ich holte nun die drei Kerle herein, die stramm Front machten und salutierten. Nach ein paar Fragen, die ergaben, welchem Truppenteile sie angehörten, wie stark sie waren usw., bekam jeder eine Tasse Tee, Butterbrot und Käse. Ich war noch im Betrachtungen über das schöne Wort: „Der Gaul, der dem Hafer verdient, bekommt ihn nicht“, verfunken, als mich der Divisionär fragte: „Haben Sie Hunger?“ antwortete ich aus tiefler Seele: „Ja, voll!“ „Wann und was haben Sie zuletzt gegessen? Gestern abend, Erzellenz, und heute morgen einen Becher Kaffee.“ Sich zu seinen Offizieren umdrehend, sagte er dann: „Sehen Sie, meine Herren, unseren Kerl geht es noch schlechter als uns und sie müssen dazu die körperliche Kr-

beit noch besorgen. Na, setzen Sie sich, essen Sie sich satt und erzählen Sie, wie weit wir da vorne sind." „Alles fertig, Erzählung!" „Wieso?" „N. ist genommen und nach einem Gegenangriff sind die Russen fortgelaufen." „Donnerwetter, Hauptmann G., telefonieren Sie doch sofort nach Korps M., N. genommen, 620 Gefangene, 8 Offiziere bis jetzt."

Nachdem ich Rede gestanden und mich weiblich satt gegessen hatte, zog ich von hinten meinem Bataillon nach, nicht ohne vorher noch in der Divisionsküche zwei Kommissbrote „gestaucht" zu haben, wie der Kriegsausdruck für unrechtmäßige Requisition lautet. — Ich konnte also das Schlachtfeld der Nacht am Tage besser besehen. Unsere Totengräber waren schon bei der Arbeit und mancher, der sich wohl am Tage vorher frisch und fröhlich auf den ersten Tanz mit den Russen gefreut hatte, wurde da zur letzten Ruhe bestattet. — Soldatenlos! Aber so grausam es ist, ich konnte doch meinen Kameraden die Gemüthung bringen, daß unsere Gefangenen gerächt waren und für jeden ein Duzend Russen dran glauben mußten. Jetzt konnte ich auch die Stellung besehen die die Russen inne hatten. Drei Schützengräben hintereinander, zwischen dem ersten und zweiten noch das erwähnte Plüschchen und der dritte auf der Höhe hinter dem Gewässer. Ich glaube, wenn wir da drin gewesen wären, hätte ganz Rußland stürmen können und sie wären nach Hause geschickt worden. Aber ein gut gebrülltes Gurra und Bajonette blinken macht manchmal mehr aus als die Zuderhüte unserer Bombenschmeißer. Noch dreistündigem Marsch war ich wieder bei meiner Kompagnie und übergab dem Führer meinen Raub zur Verteilung.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie die Wölfer ihre Schmerzen trugen. Aus dem Tagebuch einer Krankenpflegerin, die verschiedene Kriege bereits mitgemacht hat, entnehmen wir die Beobachtung, wie die Wölfer ihre Schmerzen trugen. Diese Pflegerin ist schon zu der Zeit auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen gewesen, da weder das Rote Kreuz noch andere Wohlfahrtsvereinigungen den Verwundeten Vinderung und Hoffnung auf Heilung brachten. Sie berichtet aus dem russisch-japanischen Kriege: „Die Japaner ertragen alles, was ihnen zugefügt wird, mit einer Ruhe, über die man nur staunen kann. Sie klagen nicht, sie lächeln selbst dann, wenn sie sich dem Tode verfallen wissen. Vielleicht dann erst aus wirklicher Überzeugung, denn für sie beginnt das Leben ja erst nach dem Tode, und wer für das Vaterland gefallen ist, der hat im Jenseits den ersten Platz zu erwarten. Die Schmerzen, die sie durch Wunden erhalten haben, suchen sie immer wieder durch die Bitte um ein Gift, das sie in das Jenseits befördert, abzuschwächen. Schon der Gedanke allein, es könnte ihnen eine Pflegerin oder ein Arzt das befreiende Gift geben, läßt sie ruhiger schlafen, so daß viele, denen man versprochen hatte, „zu helfen" natürlich, ohne daran zu denken, durch Gift ihre Leiden zu kürzen, gesundeten, weil die Nerven in der Hoffnung auf Erlösung ruhiger wurden. Die Russen merken oft gar nicht, daß sie verwundet sind, es scheint zuweilen, daß ihre Haut gegen Schmerz stumpf ist. Wissen sie aber, daß sie für den Krieg und das Vaterland geblutet haben, dann fühlen sie sich als Helden, besonders die Offiziere, die sich auf ihre Verwundungen viel zugute tun. Sie wollen als etwas Besonderes betrachtet werden, sie bekommen gewisse geistige Interessen, die sie ihr Leben lang nicht gehabt, sie wünschen durch ihre Schmerzen zu imponieren, und darum verschweigen sie die Pein. Die unteren Mannschaften hingegen schreien, wenn der Arzt sich ihnen nähert. Sie haben Angst vor dem Messer des Operateurs, sie legen gern Kräuter auf, von denen man ihnen gesagt hat, daß sie heilsam sind. Sie nehmen kein Medikament, immer in der Angst, daß das Medikament sie zu Tode befördert. Läßt man sie mit der Wunde laufen, wie das im Kriege gegen Japan oft genug vorkam, dann ertragen sie die Schmerzen so lange sie irgend können. Sie verraten nur selten von selbst, daß sie getroffen sind, schon weil sie dann in Behandlung des Arztes kommen, und vor nichts hat der Russe eine so wahnsinnige Angst wie vor dem Mediziner. Wunderbar sind die Türken im Ertragen der Schmerzen, in der stoischen Ruhe, mit der sie das hinnehmen, was ihnen zugefügt wird. Ja, sie geben nicht ein-

mal zu, daß sie verwundet sind. Die Pflegerin berichtet, daß einer der verwundeten Soldaten sie bat, an seine Frau zu schreiben. Er diktierte: „Ich hoffe, daß du glücklich bist, da du mich im Kampfe wegst. Mir geht es gut, ich habe eine kleine Wunde, die mir aber nichts ausmacht." Die Pflegerin hielt erschreckt inne, denn sie wußte, daß der Arme schrecklich verwundet war. Er merkte ihr Entsetzen und Erstaunen und sprach: „Tut nichts, Schwester, ich will nicht, daß sie eine schlimme Vorstellung von mir bekommen. Wir hatten uns sehr lieb." Er lächelte und starb. Und wie er sind gar viele Türken Helden im Dulden. Weiter berichtet die Pflegerin, daß sie Serben hat furchtbar schreien hören, wenn sie eine Augel bekamen, die ihnen nur einen Fleischschuß gemacht hat. Ebenso schreien die Türken, die Quaden, sie halten das für ihr gutes Recht, ebenso wie die Kinder, die weinen, wenn sie fallen, gleichviel ob sie sich weh tun. Auf die Deutschen, die keinen Laut von sich geben, macht das Schreien aber einen fast komischen Eindruck.

Menschenhaar als Kriegsmittel. Bei der Tendenz unserer Feinde, alles und jedes, das in irgendeiner Beziehung zum Kriege steht, als Konterbande zu erklären und wegzunehmen, dürfte auch bald das Menschenhaar auf die Proskriptionsliste kommen. Denn Menschenhaare werden jetzt von der Kriegsmarine dringend benötigt, um aus ihnen Filze für die Dampfkessel der Kriegsschiffe anfertigen zu lassen. „Echter Filz, der aus Tierhaaren hergestellt wird, ist nämlich sehr rar geworden. So sieht man denn in den Haarschnebereien, einst Coiffeure genannt — die Haarschneller voll patriotischer Gesinnung die gefallenen Köden ihrer Kunden sorgfältig einsammeln, bis kein Härchen mehr den Boden bedeckt. Die abgeschnittenen Haarreste gelangen dann in eine Fabrik, wo sie zu Filz verarbeitet werden. Sollte wider Erwarten — Deutschland wird mehr und mehr ein Land der Kahlköpfe — durch derartig freiwillige Spenden der Bedarf der Dampfschiffe noch nicht gedeckt sein, so dürfte es sich vielleicht empfehlen, unter den 600 000 russischen Gefangenen sich umzusehen. Dort gibt es erfahrungsgemäß nicht wenige, die sich eines übermäßigen Haarwuchses erfreuen. Oft wird man auch schon Vorstufen der Filzfabrikation in Gestalt des Weichselgropfes (*Plica polonica*) vorfinden, was die Herstellung beschleunigen dürfte.

Eine deutsche Zeitung auf Schmuggelwegen nach Kanada. Welche Schwierigkeiten es sich die Deutschen Amerikas kosten lassen, um der deutschen Wahrheit zum Siege über die englischen Neuterklagen zu verhelfen, geht aus einem Briefe hervor, den ein Deutsch-Amerikaner an ein deutsches Blatt gerichtet hat. Der Einsender, der bereits 36 Jahre in der neuen Heimat lebt, schreibt: Dank der treuen Fürsorge meines Bruders erhielt ich hier, im fernsten Nordwestwinkel der Vereinigten Staaten, seit Ausbruch des Krieges die „Vergisch-Märkische Zeitung". Die letzte Nummer vor mir ist vom 21. Dezember. Es dauert 30 Tage per Post. Der Funkenspruch bringt uns täglich die Kriegsneuigkeiten. Ihre werthe Zeitung dagegen veranschaulicht uns so recht in schlichten Worten die innere Einigkeit und Opferwilligkeit des Vaterlandes. Ihre Zeilen haben viel dazu beigetragen, größere Fonds für das deutsche Rote Kreuz zu kollektieren, und die gute Arbeit geht so weiter fort. Ihre Zeitung wird hier von ca. 30 Familien gelesen und übersetzt, und dann wird sie weiter verschickt, bis sie auf Wegen, die nur wir kennen, tief im Innern einer deutschen Kolonie in Kanada ankommt, um auch dorthin ihre Mission zu tragen. Lord Northcliffe (*London Times*) kaufte vor 6 Jahren alle großen Zeitungen in Kanada und erwarb auch Einfluß in den U. S. A.-Zeitungen. Warum? Um auch damals schon das Lügengewebe über German peril usw. zu verbreiten. Jetzt, nach monatelangen Krieg, zerfließen wie ein Schneeball auf weißem Ofen die englischen Lügen, und keiner glaubt mehr an „Neutralitätsbruch", „Barbarismus" oder „Militarismus", im Gegenteil, man ist sich hier bewußt der Gefahr des englischen „Ravakismus". Lügen haben kurze Beine. Die „Wilhelmschlacht", die kommen muß, wird die Welt vom britischen Joch befreien, gerade wie die Hermannsschlacht Anno 9 v. Chr. Europa von den römischen Fesseln löste. Emben, Karl v. Müller, Graf Spee, Hindenburg, „U 9" sind Namen, die hier jedem Schulkind bekannt sind. So macht Deutschland Geschichte. Nun, ich werde diesen Brief nicht länger machen wie nötig. Alle Deutschen sind vereint in diesem Krieg für eine Sache: Wir wollen, wir sollen, wir müssen siegen. Amen!